

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Band: 78 (1995)
Heft: 5

Artikel: Pastoral im Altenheim
Autor: Weissenborn, Theodor
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-414091>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Theodor Weissenborn

Pastoral im Altenheim

Gegen elf – der Arzt war gerade gegangen – klopfte es an der Tür, und wie ich «Herein!» rief, stand Pastor Kannegiesser da, ein wenig verlegen, ein wenig linkisch durch die kaum halb geöffnete Tür blickend, als hätte er sich in der Tür geirrt oder als wollte er sich für den Fall, dass er störe, sogleich wieder zurückziehen.

Freundlich, oder doch um Freundlichkeit bemüht, blickte er mich an, schien tatsächlich mich und nicht einen meiner Nachbarn besuchen zu wollen, und wie ich ihn bat, doch «zur Gänze» hereinzukommen und Platz zu nehmen, erstrahlte sein Wesen. Er erschien geradezu erleichtert, sagte, das mache ihn «von Herzen froh» und er habe gedacht: gratuliere dem Herrn Ringleb einfach zu seinem Geburtstag, dann ergibt sich vielleicht ein gutes Gespräch.

Für derlei, sagte ich, sei ich immer zu haben, denn gute Gespräche seien Mangelware, davon bekommen wir nur selten etwas herein.

«Wie wahr!» sagte er. Und dabei überreichte er mir ein Büchlein aus dem Furche-Verlag – Max Picard, «Die Atomisierung in der modernen Kunst» –, geschickt ausgewählt, so dass ich mich tatsächlich freute, und wir kamen wahrhaftig in ein Gespräch, das führte uns von Picards «Menschenantlitz» zu Sedlmayrs «Verlust der Mitte» und mäanderte bald hierum, bald darum.

Währenddes überlegte ich, was ihn eigentlich zu mir geführt haben mochte. Vor einiger Zeit hatte ich bei einer Diskussionsveranstaltung heftig mit ihm gestritten, und zwar über Bischof Kruses törichtes Wort: «Es geschieht nichts auf Erden, das Gott nicht will». Seitdem war Kannegiesser mir aus dem Weg gegangen. Oberjetzt im Gedanken an unsern Zwist eine Art von Versöhnung oder Verständigung herbeiführen wollte? Oder ob er einer pastoralen, einer seelsorglichen oder, scheusslicher: seelsorgerischen Pflicht nachkommen wollte? Dies wäre in meinem Fall deplaziert gewesen, denn er wusste natürlich, dass ich kein Mitglied seiner Kirche, ja schlimmer: überhaupt kein Kirchenmitglied war, so dass man mich den Tröstungen aufklärerischer Philosophie überlassen musste, falls die dem Menschen überhaupt Trost spenden kann und man sie nicht lieber «atheistisches Gift» nennen will.

(Im übrigen: Man musste keineswegs Kirchenmitglied sein, um hier im Nobeltrakt, in der Seniorenwohnanlage, seine Heimstatt zu haben. Viereinhalbtausend Mark monatlich für den Vollzug der Vollpension genügten vollauf. Aber gewiss doch!)

Dann fiel mir ein, dass ich Frau Köster am Vortag van Dammes Scheck gebracht hatte, damit sie ihn einlösen und den Betrag auf mein Konto buchen lasse, von dem die Hausleitung sich sodann wie bisher bedienen konnte. Dies hatte soweit alles seine Richtigkeit. Ich hatte jederzeit die Kontrolle, und die Verwaltung war redlich.

Womöglich, dachte ich jetzt, wurden aber auch zwischen der geschäftlichen und der geistlichen Leitung des Hauses christliche Überlegungen angestellt, wie sich auf dezente Weise Mittel

für wohltätige Zwecke wie beispielsweise kupfergetriebene Kirchenportale oder wegweisende Glockentürme beschaffen liessen, und man glaubte vielleicht, ich sei auf eine Goldader gestossen, und wollte daran partizipieren.

Der Geier witterte ein Aas, dachte ich. Aber dieser Vergleich hinkte natürlich auf beiden Beinen, denn Kannegiesser war kein Geier, und ich war kein Aas.

Oder vielleicht doch?

Ich wusste: im Haus hielt sich hartnäckig das Gerücht, man versuche seitens der Heimleitung in den Genuss von Erbschaften zu gelangen und setze die Insassen, sobald es aufs Ende zugehe, psychisch unter Druck, um sie zu entsprechenden testamentarischen Verfügungen zu bewegen. «Natürlich gibt es dafür keine Beweise», hatte Dörries gesagt, «eben weil alles im stillen und höchst dezent geschieht.»

Das schien mir abenteuerlich. Aber: mal sehn, wann er auf den Punkt kommt, dachte ich.

Kannegiesser kam aber nicht auf den Punkt. Jedenfalls nicht auf diesen. Der Punkt war vielmehr, wie er, den Verlust der Mitte und mit ihm zugleich den Verlust des Glaubens beklagend, ganz offen zugab, der Mangel des Vertrauens, der ihm die pastorale Arbeit oftmals nicht leicht mache.

«Die Menschen sind von Zweifeln zernagt», sagte er.

«Respekt!» sagte ich, «der Zweifel ist ein Anfang der Philosophie.»

Das schien ihm nicht zu behagen. «Nichts gegen die Philosophie – die ancilla theologiae!» meinte er, «nur, sie muss doch dem Leben dienen und sollte es nicht verunsichern.»

«Es gibt heilsame Ängste», sagte ich. «Die Enttäuschung, so schmerzlich sie sein mag, ist ein Weg zur Wahrheit, denn sie enthebt uns des Wahns, und sogar das Scheitern kann Hoffnung begründen.»

«Klingt gescheit», sagte er, «geht aber an den realen Nöten der Menschen vorbei. Die Leute hier, wenn sie überhaupt sprechen, vor allem die Kranken, die fragen ganz einfach, wie Gott alliebig sein kann, wenn er soviel Leid zulässt. Ob er vielleicht gar nicht anders kann. Aber dann wäre er nicht allmächtig. Oder aber, wenn er doch allmächtig ist, warum er das Leid dann nicht von ihnen nimmt. Ob er vielleicht gar nicht will. Aber dann ist er doch nicht alliebig! Kann er nicht, oder will er nicht?» fragen sie. – Sie sehen, man kommt aus dem Dilemma nicht heraus.»

«Stimmt!» sagte ich. «Aber damit wäre das Problem ja gelöst.»

«Wie meinen Sie das?»

«Nun, der innere Widerspruch der beiden Thesen – Allgüte und Allmacht – beweist, dass beide nur mit Einschränkung gültig sein können. Also bleibt unterm Strich: Gott ist weder allmächtig noch allgütig.»

«Aber das kann doch nicht Ihr Ernst sein!»

Er war entsetzt.

«Das ist mein völliger Ernst», bekräftigte ich, «und ich meine, damit lässt sich ausgezeichnet leben. Und vor allem realitätsgerecht. Mein Vater war schliesslich auch nicht allmächtig, und meine Mutter war nicht allgütig, sondern beide waren beides in unterschiedlichen Mischungsverhältnissen. Aber das jeweils Vorhandene genügte vollauf meinen kindlichen Bedürfnissen, und das, was gelegentlich fehlt, suche ich seitdem selbst auszugleichen, soweit ich kann oder will, denn auch ich selbst bin weder alliebig noch allmächtig, und gerade deshalb bin ich gern bereit, diese Schwächen auch anderen nachzusehen.»

«Sie machen sich, glaube ich, die Sache zu leicht», sagte er.

«Machen Sie selbst sich die Sache nur immer so schwer, wie Sie wollen!» entgegnete ich. «Nur beklagen Sie sich dann anschliessend nicht über sich selbst! – Es kann doch wohl kaum unsere Aufgabe sein, uns selbst und andern das Leben

Bern Hardy

Gesegnetes Alter

Wenn dies und jenes nicht mehr geht,
ist es nur zu verdammen,
denn Weisheit und Senilität
liegen – verflucht und zugenäht –
bedenklich nah beisammen.

schwer zu machen! Das ist schwer genug, auch ohne unser Zutun! Und auch mit der Gottheit, die sich, wie alle Erfahrung lehrt, unseren definitiven Zwängen nicht fügt, die den Sollwerten, die wir über sie verhängen, partout nicht entsprechen will, auch mit ihr sollten wir nicht so streng sein! Auch die hat's nämlich schwer genug und braucht einen Simon von Cyrene, der ihr das Kreuz tragen hilft.»

Ich hatte mit Zorn und Eifer geredet. Sein Widerspruch hatte mich gereizt, ich war vermutlich autoritär, aber er war's wohl nicht minder, schon kraft seines Amtes, das allein ihm noch keinen Verstand gegeben hatte (er musste wohl oder übel selber denken), und ich sagte mir: Ich mute mich ihm zu, und also nehme ich ihn ernst. So ernst, wie ich selbst genommen werden möchte, und also respektiere ich ihn – und mich selbst in seiner Person.

Aber dies dachte ich nur, dies sprach ich nicht aus. Doch musste er's so oder ähnlich wohl spüren, denn er schwieg, und zwar nachdenkend, nicht gekränkt (dies hätte ich meinerseits sonst gespürt), und ich dachte: eine lauschende, nicht redende, sondern fragende Theologie – wie wohltuend! Und: welch seltener Casus!

Er schwieg lange.

«Vielleicht sind wir von Anfang an einem Denkwang aufgefressen», sagte er dann, «einer fixen Idee oder gleich mehreren, von denen wir jetzt nicht mehr loskommen.»

Er sagte «wir», und es störte mich nicht im geringsten, dass er den pluralis socialis benutzte, denn mir war's, zumindest in meiner Schulzeit, nicht anders ergangen als ihm während seiner theologischen Ausbildung. («Studium» konnte man's ja wohl nicht nennen, denn dazu hätte die dogmenfreie Forschung und Lehre gehört.) Nur war ich wahrscheinlich früher als er in den Genuss von Gegeninformationen gelangt, in deren Licht mir die kirchlichen Dogmengebäude spätestens nach dem zweiten Studiensemester als gigantische kollektive Anankamen erschienen waren, deren Ausmass statt Ehrfurcht nur Entsetzen verbreiten konnte.

Gleichwohl hatte ich mir mit dem Austritt aus der Kirche noch Zeit gelassen bis zu meiner Heirat. Steffi und ich, wir traten gleichzeitig aus der Kirche aus, ich aus der katholischen, sie aus der evangelischen, und dies war, denke ich, das Beste, was wir für unser Seelenheil tun konnten, denn man muss die Frömmigkeit schützen vor der Tyrannis wie die Atmung vor dem Korsett.

Aber auch dies sagte ich Kannegiesser nicht. Ich sah ja, er war jetzt auf dem Wege, folgte der Spur, die ich ihm gezeigt hatte, und es wäre ganz falsch gewesen, jetzt noch eins draufzusetzen.

«Die Preisgabe der Ziele», sagte er jetzt, «könnte uns also, wenn Sie so wollen, die Mühsal der Irrwege ersparen. – Aber in irgendeine Richtung gehen wir ja wohl immer, und wenn wir nur am Ort bleiben und nicht fortschreiten, werden wir zwar nie fehlgehen, aber auch nie einen richtigen Weg finden.»

«Fortschreitend sind wir immer schon da, wo wir sind», sagte ich, «so dass Weg und Ziel ineins fallen.»

Ich hatte gehofft, ihm die Sache des Lebens erleichtern zu können, aber er stöhnte, als hätte ich ihm eine schwere Bürde auferlegt. «Der Weg ist das Ziel», zitierte er. Und: «Wer es fassen kann, der fasse es!»

Und, gequält und nun wohl selbst angenagt vom Zweifel, fragte er: «Was soll ich meiner Gemeinde nur sagen!»

«Vielleicht», sagte ich, «würde es genügen, zur Abwechslung einmal gar nichts zu sagen, einfach zu schweigen und nur dazusein. Ich denke manchmal, wir wirken und bewirken viel mehr durch unser Dasein und Sosein als durch unsere Worte, die das Sein oft erschlagen und tatsächlich Hämmer sein können oder Äxte und Beile, mit denen wir niedermachen, was uns nicht passt, wie der Sachsenschlächter Bonifaz es getan hat in des Wortes tatsächlicher Bedeutung.»

Dass alles vergeht, weiss man schon in der Jugend, aber wie schnell alles vergeht, erfährt man erst im Alter. Späte Freuden sind die schönsten; sie stehen zwischen entschwundener Sehnsucht und kommendem Frieden.

Das Alter verklärt oder versteinert.

Marie von Ebner-Eschenbach

Greise glauben alles, Männer bezweifeln alles, Jünglinge wissen alles.

Oscar Wilde

«Spitzen Sie nicht selbst auch Ihr Wort zum Dolch?» sagte er, «und zwar gerade jetzt? In diesem Moment?»

«Aber natürlich!» sagte ich. «Weil ich zum Tyrannen schleiche! Dann richte ich, auf dass ich gerichtet werde. – Aber das ist die Ultima ratio. Im übrigen gilt: Nil nocere! In der Seelsorge wie in der Medizin.»

«Ihr Wort in Gottes Ohr!» sagte er.

Und: «Leihen Sie ihm das Ihre!» sagte ich, «oder geben Sie's ein in seinen Anrufbeantworter! Er ist oft zerstreut, geistesabwesend und anderweitig beschäftigt, darum geht wahrscheinlich in der Welt alles drunter und drüber.»

Er schien nicht recht zu wissen, ob er lachen sollte, und meinte: «Ich muss schon sagen, Sie reden ziemlich despektierlich. Eigentlich – aber ich traue mich nicht so recht –, irgendwie möchte ich Sie einmal um eine Predigt in der Kapelle bitten. Ich muss sagen, Sie verkürzen den Abstand von hüben nach drüben ganz schön! Man könnte fast sagen: Sie heben die Transzendenz auf.»

«Kleine Rückfrage beim Oberhirten», sagte ich. «Wenn Ihr Chieffsuperintendent seine Venia erteilt oder sein Placet oder Licet oder wie das bei Ihnen heisst, spreche ich gern bei Ihnen. Vor Juden und Christen. Vielleicht über das Thema: ‚Die Gotteserfahrung des einzelnen – ein Tabu der Amtskirche und der zeitgenössischen Literatur‘.»

Diesmal sagte er zum Abschied nicht, er stelle mit Luther fest, dass wir verschiedenen Geistes seien, und wolle mich in sein Gebet einschliessen, so dass ich auch nicht zu entgegenn brauchte, derlei liege mir weniger, doch könne ich ihm versprechen, meinerseits gründlich über ihn nachzudenken.

Kannegiesser hatte mich besucht, nicht um mir, sondern um sich selbst einen Gefallen zu tun, also aus der ehrlichsten Motivation heraus, die sich denken lässt.

Dies war der Grund dafür, dass seine Freude auch meine war.

Internationales Bodenseetreffen

**der Freidenker aus Deutschland,
Österreich und der Schweiz**

am 10./11. Juni 1995 in Friedrichshafen

Theodor Weissenborn,
der Vertreter der FVS,
hält ein Referat über die
«Krankheitsursache Kirche».

Das Programm
(siehe auch «Freidenker» 4/95, Seite 7)
ist mit Anmeldeformular und Hotelreservation
zu beziehen bei:

Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Postfach, 3001 Bern